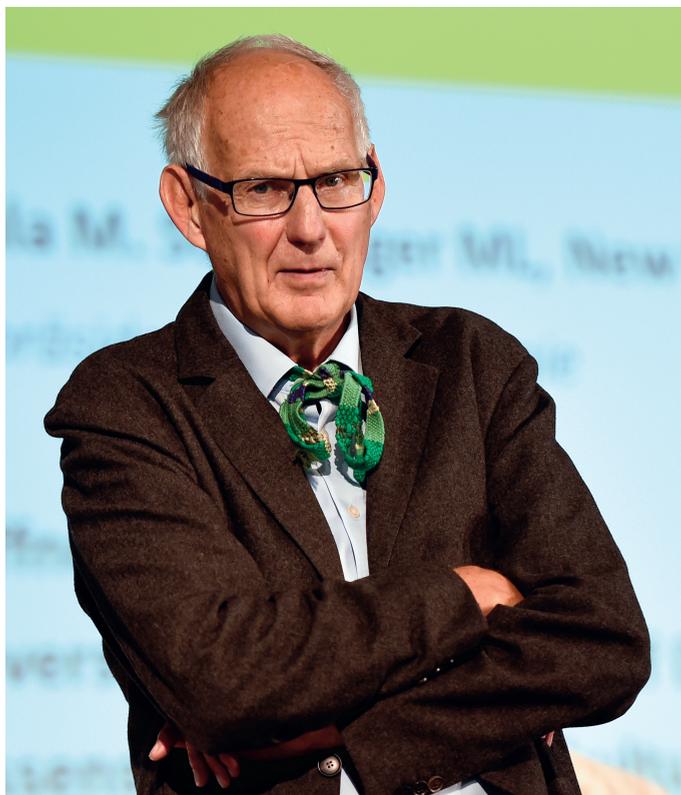


## **Universalität – mit Recht auf Differenz: Wissenschaften im interkulturellen Dialog**

Otfried HÖFFE ML (Tübingen)



## Zusammenfassung

### *I. Natürliche Wissbegier*

Baustein Nr. 1: „Alle Menschen streben von Natur aus nach Wissen.“

Baustein Nr. 2: Von ihrer Antriebskraft her, der Wissbegier, gehören die Wissenschaften nicht zum Westen, sondern zur gesamten Menschheit.

### *II. Interkulturelle Neugier*

Baustein Nr. 3: Zur natürlichen Wissbegier zählt die interkulturelle Neugier, die Wissbegier auf das Andere und Fremde.

Baustein Nr. 4: Aus der kulturspezifischen Herkunft einer wissenschaftlichen Einsicht folgt nicht deren kulturspezifische Gültigkeit.

### *III. Im Anderen sich selbst wiederfinden*

Baustein Nr. 5: Einem interkulturellen Diskurs sind vor allem diejenigen Methoden und Einsichten willkommen, in denen sich viele Wissenschaftskulturen wiederfinden können.

Baustein Nr. 6: Interkulturelle Diskurse sind nicht bloß synchron, innerhalb derselben Epoche, sondern auch diachron, durch verschiedene Zeiten hindurch, zu führen.

Baustein Nr. 7: Interkulturelle Neugier widersetzt sich einem epistemischen Ethnozentrismus und praktiziert stattdessen einen interkulturellen Gemeinsinn.

### *IV. Sind die modernen Wissenschaften ihrem Wesen nach westlich?*

Baustein Nr. 8: Eine Faustregel interkultureller Diskurse: Das, was die eigene Kultur nachdrücklich hochschätzt, pflegen auch andere Kulturen hochzuschätzen, was sie dagegen ablehnt, stößt auch andernorts auf Widerstand.

Baustein Nr. 9: Die Wissenschaftler kennen keine Landesgrenzen, denn ihr Metier ist seinem Wesen nach weder westlich noch östlich, sondern mehr als nur globalisierungsfähig, es ist kosmopolitisch.

Baustein Nr. 10: Unbeschadet einer eventuellen kulturspezifischen Ausprägung fördern diejenigen Wissenschaften den globalisierungsfähigen, sogar kosmopolitischen Charakter, die sich in den Dienst allgemeinmenschlicher Interessen stellen.

### *V. Interkulturelle Neugier als Programm*

Baustein Nr. 11: Zur Realisierung der interkulturellen Neugier sind Courage und Kompetenz vonnöten.

Baustein Nr. 12: Tragen in der Welt der Wissenschaften kulturelle Differenzen die Beweislast?

## *Abstract*

### *I. Natural Thirst for Knowledge*

Component No. 1: “It is inherent in all humans to strive for knowledge.”

Component No. 2: With respect to its driving force – a thirst for knowledge – science belongs to all of humankind, not only to the West.

### *II. Intercultural Curiosity*

Component No. 3: A natural thirst for knowledge includes intercultural curiosity, a thirst for knowledge about strangers and “the other”.

Component No. 4: The culture-specific origin of a scientific insight does not result in a validity that is culture-specific.

### *III. Finding Oneself Reflected in Others*

Component No. 5: An intercultural discourse welcomes those methods and insights that reflect many scientific cultures.

Component No. 6: Intercultural discourse should be conducted synchronously, within the same epoch, and diachronically throughout various epochs.

Component No. 7: Intercultural curiosity defies epistemic ethnocentrism and has, instead, an intercultural public spirit.

### *IV. Is Modern Science Inherently Western?*

Component No. 8: A rule of thumb for intercultural discourse: What your culture highly esteems is also highly esteemed by other cultures; however, what it rejects, also encounters resistance elsewhere.

Component No. 9: Scientists know no national boundaries, their profession is neither inherently western, nor eastern. It is more than globalisable, it is cosmopolitan.

Component No. 10: Irrespective of a potential culture-specific form, sciences that serve universal interests have a globalisable – even cosmopolitan – character.

### *V. The Programme of Intercultural Curiosity*

Component No. 11: Courage and competence are required in order to achieve intercultural curiosity.

Component No. 12: Do cultural differences bear a burden of proof in the world of science?

Nach einem verbreiteten Verständnis herrscht in den heutigen Wissenschaften eine Einbahnstraße vor: Von der Mathematik und Informatik über die Naturwissenschaften und Medizin bis zu den Wirtschafts-, Sozial- und Technikwissenschaften entstamme die moderne Wissenschaft exklusiv dem Westen und breite sich, ohne Anregungen aus anderen Kulturen aufzunehmen, über die ganze Erde aus. Träfe dieses Verständnis zu, so wäre die Lage, da gibt es nichts zu beschönigen, desaströs. Denn politisch betrachtet herrschte eine Hegemonie des Westens vor, also die Fortsetzung eines Imperialismus und Kolonialismus, nur mit subtileren Methoden durchgeführt. Auf nichtwestlicher Seite würde Unterwerfung verlangt, zugleich ein Ressentiment provoziert, und in wissenschaftlicher Hinsicht würden, weil man ein Vorbild lediglich kopieren kann, Eigenarten, folglich Originalität und Kreativität unterdrückt. Brauchen also die Wissenschaften, was andernorts längst üblich geworden ist, eine Dekolonisierung?

Richtig ist, dass die Begriffe, Argumente und Methoden, auch Theorien der heutigen Wissenschaften zu einem überwältigenden Teil der westlichen Moderne entstammen. Aber, müssen wir fragen: Gibt es nicht auch außerwestliche Einflüsse? Und vor allem: Belegt die westliche Herkunft, wenn sie überhaupt zutrifft, das verbreitete Verständnis; beweist sie, dass die modernen Wissenschaften nicht etwa bloß in mancher historischen Hinsicht, sondern auch ihrem Wesen nach westlich sind? Mein Titel kündigt Widerspruch, sogar einen doppelten Widerspruch an. *Erstens*, erklärt der Titel, zeichnen sich die Wissenschaften durch das Gegenteil einer geographisch definierten Partikularität, nämlich durch Universalität aus. *Zweitens* gewähren sie trotz ihres universalen Charakters und innerhalb ihrer Universalität ein Recht auf Differenz.

Die Differenz wird vermutlich ein Großteil der folgenden Vorträge behandeln. Ich beginne mit universalen Elementen, die – so meine weitere These – aus sich heraus den interkulturellen Dialog der Wissenschaften profilieren. Da der Dialog gründlich und methodisch durchzuführen ist, kann er auch „Diskurs“ heißen. Ob interkultureller Dialog oder interkultureller Diskurs genannt – ich will ihn in Form von zwölf Bausteinen skizzieren, die ich in fünf Argumentationsschritten entwickle.

## 1. Natürliche Wissbegier

Den Widerspruch gegen die Ansicht, die modernen Wissenschaften seien ihrem Wesen nach westlich, erheben schon westliche Wissenschaftler. Eine der wirkungsmächtigsten Schriften des Abendlandes, ARISTOTELES' *Metaphysik*, beginnt nicht mit einer fragwürdigen Spekulation, sondern mit den Worten: *Pantes anthrōpoi tou eidenai oregontai physei*. Darin sehe ich für den interkulturellen Wissenschaftsdiskurs den *ersten Baustein*: „*Alle Menschen streben von Natur aus nach Wissen*“.

Von einem professionellen Liebhaber der Weisheit, einem Philosophen, wird man dieses Lob erwarten. ARISTOTELES behauptet die Wissbegier aber für alle Menschen und führt als Grund ein empirisches Argument an: Bei so gut wie allen Menschen beobachten wir eine Freude an Sinneswahrnehmungen, einen Augen- und Ohren-, auch Gaumenschmaus, den überdies viele Menschen ohne jeden Nutzen rein für sich genießen. Der Wissbegier dürfen sich also nicht erst die Wissenschaftler rühmen, sie gehört vielmehr zur *Conditio humana*. Dagegen, gegen die Wissbegier als ein humanes Universale, gegen unseren ersten Baustein für den interkulturellen Diskurs, droht allerdings der Einwand: „What is

universalism for the West, is imperialism for the rest.“ Diesen Einwand will ich mit zwei Argumenten entkräften.

Mein erstes Argument ist systematischer Natur: ARISTOTELES' Universalitätsanspruch ist so bescheiden, dass es hier keiner Dekolonisierung bedarf. Er erstreckt sich nämlich nicht auf Elemente, die man am ehesten als hegemonial betrachten könnte, auf Methoden, Begriffe und Theorien. ARISTOTELES hebt vielmehr auf die Antriebskraft ab, die jedweder Wissenschaft zugrunde liegt: der modernen nicht anders als der vormodernen, einer westlichen wie einer östlichen, einer Natur- oder einer Geisteswissenschaft.<sup>1</sup>

Dieser Sachverhalt führt zu einem zweiten Baustein des interkulturellen Wissenschaftsdiskurses: *Von ihrer letzten Antriebskraft her, der Wissbegier, gehören die Wissenschaften nicht zum Westen, vielmehr bilden sie eine epistemische Allmende der gesamten Menschheit.* Diese nimmt das gemeinsame Eigentum auch längst in Anspruch. Weil den heutigen Forschern die Wissbegier selbstverständlich ist, sind sie allerorten Migranten: Sie kommen aus aller Welt, gehen in alle Welt und entwickeln für ihre Freude, Neues zu lernen, einen detektivischen Spürsinn, der sich erst dann zufriedengibt, wenn er herausgefunden hat, warum etwas sich so, genau so und nicht anders verhält. Im Vorübergehen gebe ich einen einzigen Beleg: Wegen ihrer universalen Gültigkeit kooperieren die Wissenschaftler über Landesgrenzen hinaus, beispielsweise schicken Radiologen von US-Kliniken ihre CT-Scans zur Auswertung an Ärzte in Indien. Bei entsprechenden Themen geschieht sogar mehr; wie der Laudator des hochrenommierten israelischen Wolf-Preises über die geehrte Kardiologin sagte: „Ihre Neugier rettet Leben.“

## 2. Interkulturelle Neugier

Jeder interkulturelle Dialog lebt aus dem Interesse auf andere Kulturen gesteigert durch die Bereitschaft, Andersartigkeiten nicht bloß von den eigenen Maßstäben aus zu beurteilen, sie vielmehr in ihrem Eigenrecht und Eigenwert anzuerkennen. Das Zusammenspiel beider Elemente, des Interesses mit der Bereitschaft, heiße „interkulturelle Neugier“. Mit ihrer Hilfe finden wir, mein nächstes, jetzt empirisches Argument, in zwei nichtwestlichen Kulturen, die von ARISTOTELES behauptete Wissbegier bestätigt.

Im konfuzianischen Denken, dem ersten Beispiel, also in China und dessen Nachbarstaaten Vietnam, Korea und Japan, spielt das Lernen eine herausragende Rolle. Die *Gespräche (Lun-yu)* des Meisters KUNG, den wir latinisiert als KONFUZIUS kennen, beginnen mit der Maxime: „Lernen und fortwährend einüben – das ist doch eine wahre Freude!“ Einen weiteren Beleg bietet die frühneuzeitliche Synthese des Neo-Konfuzianismus durch Zhu Xi (gelesen Dschu SHI). Dessen Stufen der Selbstkultivierung beginnen nämlich mit der „Untersuchung der Dinge“ und der „Erweiterung des Wissens“.<sup>2</sup> Einen dritten Beleg bietet das Buch *Xunzi*, denn sogleich das erste Kapitel trägt die Überschrift „Aufforderung zum Lernen“. Einige der aus der konfuzianischen Wissbegier folgenden Leistungen kennen wir: Lange vor dem Westen erfinden die Chinesen das Papier, den Buchdruck, den Kompass und das Schießpulver.

1 Zur Geschichte der Neugier siehe MANGUEL 2016.

2 Siehe CHAN 1969, S. 84 ff.

Für mein zweites interkulturelles Beispiel wandern wir in die damalige Hauptstadt der arabischen Welt, nach Bagdad. Hier gründet im Jahr 830 der Kalif AL-MA'MUN, ein Sohn Harun AL-RASCHIDS, *bait-al-hikma*, das „Haus der Gelehrsamkeit“. Mehrheitlich über syrische Übersetzungen vermittelt, erschließt es nach und nach sowohl das philosophische als auch das mathematische, astronomische und vor allem medizinische Schrifttum der Griechen.

Diese weit ausgreifende Übersetzungswelle bestätigt nicht bloß die beiden ersten Bausteine, die allgemeinemenschliche Wissbegier und den allgemeinemenschlichen Besitz. Zusammen mit dem Blick nach China beläuft sie sich auch auf einen *dritten Baustein: Zur natürlichen Wissbegier kommt die interkulturelle Neugier, die Wissbegier auf das Andere und das Fremde, hinzu*. Der dafür erforderliche Lernprozess kann zunächst einseitig, als ein Nehmen ohne ein Geben, stattfinden, ohne deshalb den Nehmenden, den Empfänger, zu irritieren. Im Gegenteil bringt dank der Übersetzungsakademie ein herausragender Denker des islamischen Kulturkreises, Abū-Nasr AL-FĀRĀBĪ (ca. 870–950 n. Chr.), einer überragenden Gestalt der griechischen Wissenschaften, ARISTOTELES, eine so hohe Wertschätzung entgegen, dass er ihn schlicht „den“ Philosophen nennt.

Nach einiger Zeit freilich, sobald die rezipierende Kultur „ihre Lektion gelernt hat“, schlägt das bloße Nehmen in ein bereicherndes Geben um: Wegen der bald führenden persisch-arabischen Medizin sind westliche Herrscher lebensklug genug, islamische Ärzte zu Rate zu ziehen. Ein weiterer Beleg für interkulturelle Wechselseitigkeit: Die Mathematik der Gleichungen trägt einen Namen, Algebra, der auf das arabische Wort *al-ġaber* zurückgeht. Dieses wiederum ist dem Titel eines arabischen Lehrbuches des neunten Jahrhunderts entnommen und beweist für einen weiteren Bereich, die Mathematik, die damals führende Rolle der persisch-arabischen Kultur.<sup>3</sup>

Ein anderes Beispiel geben vorher die Griechen ab, denn sie rezipieren ägyptische und babylonische Mathematik, die sie dann, etwa durch PYTHAGORAS, EUKLID und ARCHIMEDES, kräftig bereichern. Sie kennen allerdings die Zahl Null noch nicht als eine ungebundene, abstrakte Einheit. „Natürlich“ wissen sie, dass dem, der von 10 Drachmen zehn ausgibt, null Drachmen übrigbleiben. Aber die ungebundene Null, die Null ohne die Verbindung mit Drachmen, Gütern oder Personen, ist ihnen unbekannt. Vermutlich ein Inder, der Astronom BRAHMAGUPTA, und unabhängig davon die Maya-Kultur, behandeln als erste die Null als abstrakte Einheit, mit der man innerhalb des Zehnersystems große Zahlen darstellen kann. Diese kulturabhängige Leistung hat aber keine kulturabhängige Gültigkeit zur Folge, unser *vierter Baustein: Aus der kulturspezifischen Herkunft einer wissenschaftlichen Einsicht folgt nicht deren kulturspezifische Gültigkeit*.

Eine mit der Null als abstrakter Einheit operierende Zahlentheorie kann man nämlich schwerlich als indisch, arabisch oder westlich qualifizieren. Aus diesem Grund wird sie sowohl von Chinesen als auch von Persern, danach Arabern übernommen, gelangt von denen aus ins Abendland und erinnert mit dem Fremdwort für die Null, „Ziffer“, an den arabischen Mittlerdienst, denn im Arabischen bedeutet *sifr* „Null“, eigentlich „leer“.

3 AL-CHWARIZMIS Werk trägt den Titel *Die Lehre von den Wiederherstellungen und Vergleichen*, denn *ġabara* bedeutet im Arabischen „einrenken, wiederherstellen“. Gemeint ist, dass in einer Gleichung ein negativer Wert dadurch positiv wird, dass man ihn auf die andere Seite bringt.

### 3. Im Anderen sich selbst wiederfinden

Den Kern dieses Beispiels, die Integration der Null in die Zahlenlehre, darf man verallgemeinern: Die interkulturelle Neugier prüft das Fremde auf seine Fähigkeit hin, sich in das Eigene einbauen zu lassen. Falls nicht, wird es auf seine etwaige Überlegenheit geprüft und, wenn diese zutrifft, in längeren, oft schmerzlichen Lernprozessen zulasten des Bisherigen übernommen. Zeigt sich jedoch keine Überlegenheit, so mag das Fremde als exotische Alternative stehen bleiben, so die römischen, noch deutlicher die griechischen Zahlzeichen neben den arabischen, dem Ursprung nach aber indischen Zahlzeichen. In Musik, Malerei und Architektur wird das Exotische gelegentlich bewundert, in den Wissenschaften hingegen in der Regel bestenfalls belächelt.

Die bisherigen Beobachtungen drängen drei weitere Bausteine auf: ein Kriterium, einen Beitrag zur Begriffsklärung und eine Einstellung. Als erstes, *Baustein Nr. 5*, darf dies als Lackmuster oder Kriterium gelten: *Ein interkultureller Diskurs heißt vor allem diejenigen Methoden und Einsichten willkommen, in denen sich viele Wissenschaftskulturen wiederfinden*. Obwohl die These der menschlichen Wissbegier vom Griechen ARISTOTELES formuliert, obwohl die Zahl als abstrakte Einheit für unseren Kulturraum erstmals vom Inder BRAHMAGUPTA verwendet wird (wir vergessen aber nicht die Leistung der Mayas) und obwohl die in Bagdad übersetzten Wissenschaften von den Griechen stammen, können die rezipierenden Wissenschaftskulturen diese Elemente problemlos anerkennen.

Im Vorübergehen, beim Blick auf den Weg der Null als abstrakte Zahl von Indien über Persien und Arabien ins Abendland, lernen wir etwas zur Reichweite unseres Gegenstandes, was zu meinem *Baustein Nr. 6* führt: *Interkulturelle Diskurse sind nicht bloß synchron, innerhalb derselben Epoche, zu führen, sondern auch diachron, durch verschiedene Zeiten hindurch*. Ob synchron oder diachron vorgenommen – um die interkulturelle Neugier zu praktizieren, muss man sich, mein *Baustein Nr. 7*, *einem wissensbezogenen, epistemischen Ethnozentrismus widersetzen*. Weder versperrt sich die interkulturelle Neugier anderen Wissenschaftskulturen noch schätzt sie deren Wert, weil lediglich von den eigenen Standards aus urteilend, als defizient ein. Vielmehr pflegt sie, was bei einem Vorbild interkultureller Neugier, bei Immanuel KANT, *zum sensus communis*, zur Idee eines gemeinschaftlichen Sinns,<sup>4</sup> gehört: Man klammere probeweise seine epistemischen Sonderbedingungen ein und versuche, an der Stelle jeder anderen Wissenschaftskultur zu denken. Dieser Respekt des Anderen schließt freilich Aufklärung, hier als Befreiung von Vorurteilen, nicht aus. Keinesfalls soll man Vorurteile anerkennen, wohl aber sich hüten, jede abweichende Ansicht als ein Vorurteil zu disqualifizieren.

### 4. Ist die moderne Wissenschaft ihrem Wesen nach westlich?

In jenen interkulturellen Diskursen, die wir schon des längeren führen, in Moral- und in Rechtsdiskursen, hat sich eine *Faustregel* bewährt, die ich für unseren interkulturellen Diskurs als *Baustein Nr. 8* vorschlage: *Das, was die eigene Kultur nachdrücklich hochschätzt, pflegen auch andere Kulturen hochzuschätzen, was sie dagegen ablehnt, stößt auch andernorts auf Widerstand*.

4 KANT 1790 [1902], § 40.

Ein Beleg: In so gut wie allen Kulturen werden Rechtschaffenheit, Hilfsbereitschaft und Tapferkeit bzw. Zivilcourage hochgeschätzt und werden bei Gerichtsprozessen Verfahrensprinzipien anerkannt, wie zum Beispiel, niemand dürfe Richter in eigener Sache sein, und: man höre auch die andere Seite. Den Grundsatz der Wechselseitigkeit, die Goldene Regel, vertreten sowohl der Mathematiker und Philosoph THALES als auch die chinesischen Denker KONFUZIUS und LAO ZI, ferner der islamische Denker AL-GHAZALI, das *Alte* und das *Neue Testament*; nicht zuletzt taucht die Goldene Regel im indischen Nationalepos *Mahabharata* auf. Ich erlaube mir, hier von einem Weltmoral- und Weltrechtserbe zu sprechen. Die genannten Prinzipien sind jedenfalls nicht spezifisch westlich.<sup>5</sup>

Ähnlich ist auch in den Wissenschaften mit gewissen interkulturell gültigen Gemeinsamkeiten zu rechnen. Von ihrem Wesen her darf man erwarten, was der Blick auf KONFUZIUS und AL-FĀRĀBĪ bestätigt: Auf Seiten der Wertschätzung findet sich die natürliche Wissbegier mitsamt der interkulturellen Neugier. Realisiert wird diese Wissbegier in jener methodischen Suche nach Ursachen, Gründen und Gesetzmäßigkeiten, die eine Objektivität, zumindest eine Überprüfbarkeit erlaubt, mit der glücklichen Folge, dass die Wissenschaften lehr- und lernbar sind.

Der Blick auf KONFUZIUS und AL-FĀRĀBĪ zeigt weiterhin, dass die interkulturelle Neugier nicht notwendig auf Unterschiede stößt. Als ein Diskurs praktiziert – also noch einmal: als eine vorurteilslose Debatte über Grundlagen – ist die Neugier ergebnisoffen, daher bereit, ebenso Gemeinsamkeiten zu entdecken. Für diese Bereitschaft führe ich zwei Stimmen an, je eine aus den Geistes- und aus den Naturwissenschaften. Beide mahnen gegen die Erwartung zur Vorsicht, im interkulturellen Dialog stoße man vornehmlich auf Differenzen.

In diesem Jahr, 2016, feiert die gelehrte Welt nicht nur ARISTOTELES' 2400. Geburtstag, sondern auch die Geburt einer neuen Gattung des politischen Denkens: Vor 500 Jahren erscheint Thomas MORUS' Reiseroman von der Insel Utopia. Erstaunlicherweise ist man dort ohne Kenntnis des damaligen epistemischen Vorbildes, der antiken Wissenschaft, in drei Bereichen, heißt es dort, in der Musik, der Dialektik, sprich: Argumentationskunst, und der Mathematik, zu den etwa gleichen Einsichten gelangt. Darin tritt ein von kulturellen Unterschieden unabhängiges, mithin universalistisches Verständnis von Wissenschaft zutage: Wer die allgemeinmenschliche Wissbegier pflegt, kommt auf Dauer zu denselben Einsichten: Wissenschaftliche Gehalte sind zu einem erheblichen Teil kulturenübergreifend dieselben. Diese These bekräftigt eine zweite, jetzt naturwissenschaftliche Stimme. Nach MAX PLANCK kennt die Wissenschaft keine Landesgrenzen, denn ihre Grenze ist lediglich die Grenze menschlicher Erkenntnis. Die Frage, ob sich dagegen Einwände erheben, wird die Jahresversammlung selbst beantworten. Dabei ist, wie in den Wissenschaften üblich, nicht mit einer homogenen Antwort zu rechnen. Trotzdem bin ich so unvorsichtig, schon jetzt, also vorab, einige Überlegungen anzustellen, die ich, denn doch vorsichtig, „Vermutungen“ nenne. Ich beginne mit dem Elementarsten, den veritablen *radices*, den Wurzeln, und arbeite mich nach und nach zum weniger Elementaren vor. Die erste, motivationale Wurzel, die allgemeinmenschliche Wissbegier, ist schon genannt: Ohne Neugier sind keine Wissenschaften, ohne interkulturelle Neugier keine interkulturellen Diskurse denkbar.

---

5 Zu interkulturellen Rechtsdiskursen siehe meine Versuche HÖFFE<sup>2</sup>1998 und 1999; zum Weltmoralerbe siehe HÖFFE<sup>6</sup>2015.

Ähnlich verhält es sich mit allgemeinen Denkprinzipien wie dem Satz vom Widerspruch. Da wir hier kein philosophisches Seminar veranstalten, begnüge ich mich mit einem Hinweis: Schon bei kleinsten epistemischen Leistungen wird der Widerspruchssatz beansprucht, etwa beim Bezeichnen eines Gegenstandes, „dies ist ein Stehpult, kein Sessel“, oder eines Sachverhaltes, „hier findet ein Vortrag, noch keine Pause statt“. Der Satz vom Widerspruch erweist sich hier als eine Bedingung der Möglichkeit von Erkennen und Handeln. Ähnliches gilt für den Umstand, dass Wahrnehmungen sowohl räumlich als auch zeitlich verfasst sind, ferner, dass das rezeptive *Wahrnehmen* noch keine Erkenntnis zustande bringt. Dafür benötigt man auch die aktive Leistung des Verstandes. Für sie legen sich allgemeine Grundbegriffe („Kategorien“) wie Einheit und Vielheit, Ursache und Wirkung, möglich, wirklich und notwendig nahe.

Praktizierenden Wissenschaftlern sind diese Faktoren zu allgemein, daher versuche ich, etwas konkreter zu werden: Ich berufe mich wieder auf die Mathematik, denn sie dürfte das Beispiel einer Wissenschaft abgeben, die Thomas MORUS' Gedanken bestätigt. Zugleich widerspricht sie dem Verständnis einer Einbahnstraße: vom Westen in den Osten. Denn die Mathematik wird, historisch betrachtet, in verschiedenen Kulturen unabhängig voneinander erfunden, später, wie angedeutet, in kulturübergreifender Kooperation, auch Konkurrenz fortentwickelt. Diese Universalität erlaubt Biographien wie die des Mathematikers Srinivasa RAMANUJAN, wieder eines Inders. Aus Matthew BROWNS Film *Die Poesie des Unendlichen* kennen Sie vermutlich dessen phänomenale Begabung: Ein Hafengebühler, der sich die Mathematik selbst beibringt, stellt, sagen Fachleute, zu Kettenbrüchen und zu unendlichen Zahlenreihen Überlegungen staunenswerter Eleganz an. (Mangels professioneller Beweistechniken finden sie zwar lange Zeit keine, am Ende aber doch die verdiente Anerkennung.) RAMANUJANS Genieblitze umfassen eine sich selbst genügende Mathematik. Mit seinem Nachweis, dass die kleinste natürliche Zahl, die man auf genau zwei verschiedene Arten als Kubikzahlen schreiben kann, die Zahl 1729 ist, bietet er ein Stück reiner Theorie. Zu RAMANUJANS Leistungen gehören jedoch auch Beiträge zur Quantenphysik, zur Kristallforschung und zur Bankdatenverschlüsselung, weshalb ich noch einmal verallgemeinere:

Mittlerweile wird in aller Welt in der Mathematik an denselben Themen und Problemen und mit denselben Methoden gearbeitet. Um ihren Universalitätsanspruch zu illustrieren, können Mathematiker ein Gedankenexperiment anstellen: Mittels eines höchstleistungsfähigen Gerätes funke man eine Reihe von Primzahlen ins All. Dann erwartet man nicht etwa von den Primaten unseres Globus, wohl aber von intelligenten Wesen anderer Planeten, dass sie die Fortsetzung der Primzahlreihe zurückfunken. Die vermutlich ein Menschenleben weit übersteigende Wartezeit kontrafaktisch eingeklammert, erwarten die entsprechenden Funker von den innen- oder außergalaktischen Wesen zusätzlich zur selben Mathematik mindestens drei weitere Übereinstimmungen: einmal dieselbe Physik, die den Funkkontakten zugrundeliegt; zum zweiten hinsichtlich der Funkgeräte denselben Kern von Technik; schließlich die Interpretation des Autors der Funkbotschaft: Nicht durch zufällige Konstellationen von Wellen kommt eine Primzahlreihe zustande. Vielmehr verdankt sie sich Wesen, die trotz ihrer uns unbekanntem Anatomie, Physiologie usw. über denselben Kern von Intelligenz verfügen.

Im Gedankenexperiment taucht also eine facettenreiche Universalität auf, die sogar das Menschengeschlecht übersteigt. Diese veritable Universalität verdient einen Ehrennamen, der den Wissenschaften in Zeiten der Globalisierung hochwillkommen ist: In PLATONS

Akademie begann für den Mittelmeerraum, was die neuzeitlichen Akademien zumindest für Europa pflegen und heute exemplarisch die Leopoldina praktiziert: Die Republik der Wissenschaften sprengt alle nationalen Grenzen. Rein als Wissenschaftler betrachtet sind die Wissenschaftler nicht Bürger einer Stadt, eines Landes oder einer Kultur, selbst nicht des Erdkreises, obwohl sie ihn kontingenterweise bevölkern. Sie sind vielmehr, zeigt exemplarisch das Gedankenexperiment mit den Primzahlen, Bürger des alle Staatengrenzen, selbst unseren Globus sprengenden Universums. Wegen seiner Geordnetheit nennen wir dieses Universum Kosmos. Bei der näheren Analyse, so werden die Vorträge zeigen, ist zwar mit Überraschungen, Abweichungen und Ausnahmen zu rechnen. Hier halte ich es aber als 9. Baustein fest: *Die Wissenschaftler kennen keine Landesgrenzen, denn ihr Metier ist ihrem Wesen nach weder westlich noch östlich, sondern globalisierungsfähig, sogar kosmopolitisch.*

Kosmopoliten, schreibt der deutsche Voltaire, Christoph Martin WIELAND (1788, 107): „betrachten alle Völker“,<sup>6</sup> ich variere: alle Wissenschaftskulturen, „des Erdbodens als ebenso viele Zweige einer einzigen Familie, und das Universum als einen Staat, worin sie mit unzähligen anderen vernünftigen Wesen Bürger sind, um unter allgemeinen Naturgesetzen die Vollkommenheit des Ganzen zu befördern“. Die Mathematik zeigt exemplarisch, dass die modernen Wissenschaften zu einem erheblichen Teil ihren Ursprung durchaus in Westeuropa nehmen mögen, sie sind aber keine Geburt aus sich selber. Im Gegenteil verdanken sie sich einer langen Geschichte, in der viele Eltern, Großeltern und noch ältere Vorfahren auftauchen. Und vermutlich ist sie genau aus diesen zwei Gründen globalisierungsfähig, sogar kosmopolitisch: weil sie im Laufe der Zeit Elemente vieler Kulturen in sich aufnehmen und weil sie allgemeinmenschlichen Interessen zugutekommen.

Die Rede von „westlichen Wissenschaften“ ist daher nicht falsch, aber auch nicht richtig, denn sie ist einseitig. Indem sie die weit reichere Geschichte unterschlägt, suggeriert sie einen bloß westlichen Ursprung, was Wissenschaftler des Westens wiederum zu einer kulturellen Überlegenheit extrapolieren könnten. Zwei Umstände mahnen zur Bescheidenheit: Stolz auf Leistungen steht nur denen zu, die sie selbst erbracht haben, also für die Wissenschaften zum überwiegenden Teil jene bekannten oder anonymen Vorfahren, die nicht ausschließlich aus dem Westen stammen. Diesen Vorfahren gegenüber erscheint nach einem gern zitierten Bild selbst manch große Forscherpersönlichkeit von heute wie ein Zwerg auf der Schulter von Riesen. In meinem Metier, der Philosophie, wird sich schwerlich jemand mit PLATON, ARISTOTELES oder KANT messen können. Zu den wissenschaftlichen Vorleistungen, zweiter Umstand, kommen wirtschaftliche und rechtliche Vorgaben hinzu. Auch sie, namentlich die Wissenschaftsfreiheit und, trotz berechtigter Klagen, die finanziell gut ausgestatteten Wissenschaftsinstitutionen, verdanken sich zum geringen Teil der heutigen Forschergeneration.

Um der Suggestion einer okzidentalen Selbstgeburt zu entgehen, schlage ich vor, auf den Ausdruck „westliche Wissenschaften“ zu verzichten und nach treffenderen, zugleich bescheideneren Bezeichnungen zu suchen. Bis zu einem überzeugenderen Vorschlag kann, auch wer sie für Verlegenheitsausdrücke hält, von „quasi-westlichen“ oder von „globalisierungsfähigen“, sogar „kosmopolitischen“ Wissenschaften sprechen. Diese Ausdrücke sind keineswegs utopisch, nicht einmal visionär, denn sie treffen die Wirklichkeit heutiger Forschungseinrichtungen und Wissenschaftsakademien: Ob Cern-Teilchenbeschleuniger,

6 WIELAND 1788, S. 107.

Großobservatorien wie das Alma-Observatorium in Chile oder die Leopoldina – nicht deshalb arbeiten hier Forscher aus allen Ländern zusammen, weil sie sich einer westlichen Hegemonie beugen, sondern weil sie an einem globalisierungsfähigen, längst auch tatsächlich globalisierten Wissenschaftsverständnis teilnehmen. Blickt man auf die komplexe Herkunft, so ist die einleitend zitierte Metapher der Einbahnstraße zugunsten eines Geflechtes von Straßen, Schienen, Luft- und Wasserwegen zu verabschieden. Noch ein anderes Bild trifft die Wirklichkeit einer global gemeinsamen Unternehmung: Die moderne Wissenschaft ist wie ein Tau, das sich aus vielen Fäden gebildet hat.

Andernorts, in sozialen und politischen Bereichen, mag die kosmopolitische Offenheit Schwierigkeiten bereiten. Die dann praktizierte Abschottung gegeneinander und Mißachtung voneinander abzulehnen, fällt Wissenschaftlern dagegen leicht. Denn einem Unternehmen, dessen Antriebskraft in Neugier besteht, ist vom eigenen Wesen her, eben der Wissbegier, jede Ethnozentrik und jeder Provinzialismus zuwider. Aus diesem Grund, dem den Wissenschaften internen Antiprovinzialismus, sind über die Mathematik hinaus für viele weitere Bereiche universale Elemente zu erwarten. Ebenso wie es kaum eine westliche und eine östliche Analysis oder Topologie gibt, dürfte es in der Physik kaum kulturabhängige Naturgesetze geben. Auch bei den Grundelementen der Informatik, denen der Technik, selbst denen der Geisteswissenschaften, bei ihnen nämlich in der Fähigkeit der Interpretation zumindest unserer Funkbotschaft, dürften sich universalistische Elemente finden lassen. Weitere, ich sage vorsichtig: Kandidaten für universale Erkenntnisse dürften das periodische System der Elemente und die DNA-Struktur abgeben.

Ohne Frage gibt es unterschiedliche Arten der Problemstellung. Griechen und Araber, sagen Kenner, wollten wissen, wie man geometrische Konstellationen am besten konstruiert, Inder und Chinesen hingegen wie man gewisse Größen darin berechnet. Zweifellos trägt für diese kulturelle Differenz keine der beiden Seiten die Beweislast. Überdies erhalten im Fortgang der Wissenschaftsgeschichte beide Problemstellungen ihren Platz. Spätestens im Zuge der Globalisierung aber koexistieren sie ohne Schwierigkeit neben-, sogar miteinander. Denn die Problemstellungen, vermute ich, werden als sinnvolle Varianten in den einen großen Kosmos der Wissenschaften integriert. Ohnehin finden sich Unterschiede selbst innerhalb derselben Wissenschaftswelt, sogar zur selben Problematik. Zur Frage beispielsweise, ob eine Scheibe dunkler Materie in unserer Milchstraße für kosmische Einschlüge auf die Erde verantwortlich sei, suchen Astronomen, schreibt Lisa RANDALL 2016, nach einem Beweis für die Existenz einer Scheibe aus dunkler Materie, deren Gravitationswirkung periodisch Kometen auf Bahnen hin zur Erde bringen könnte. Sie als theoretische Physikerin hingegen will wissen, wie umfangreich die Scheibe sein könne, wenn sie noch im Einklang mit allen Beobachtungen stehen soll.

Zu Beginn der Menschheitsgeschichte dürften die Wissenschaften zu praktischen Zwecken betrieben worden sein: die Geometrie für die Feldmessung, die Astronomie für die Einteilung des Jahresverlaufs, die Naturwissenschaften als Grundlage für die Technik, die Medizin, um Kranken und Unfallopfern zu helfen, die Botanik sowohl für die Landwirtschaft als auch für die Kochkunst und für mögliche Heilmittel, nicht zuletzt die Technik für Wohnungs- und Städtebau, für Straßen, Brücken, Wasserleitungen und den bunten Strauß von Geräten. In diesen Zwecken spiegeln sich allgemeinmenschliche Interessen wider, weshalb die entsprechenden Entdeckungen und Erfindungen an verschiedenen Orten unabhängig voneinander gemacht werden können. Nur in Klammern: Die höchstentwickelte Kultur des „Amerika“ genannten Kontinents, die der Mayas, erreicht in

Mathematik, Zeitmessung und Astronomie sowie in Architektur und Städtebau ein bewundernswert hohes Niveau.

Heute betreibt man die Wissenschaften vornehmlich um ihres Nutzens willen. Selbst von der Grundlagenforschung erwartet man, wie der Name sagt, künftige Anwendung. Dank unserer fortschreitenden Kenntnisse, auch des wachsenden Wohlstandes und einer zunehmend spezialisierten Wissenschaftslandschaft wäre freilich möglich, was *Theoria* im ursprünglichen Sinn des Wortes meint: eine von jedem Nutzen, selbst von so ehrenwerthem humanitärem Nutzen wie der Gesundheit oder Zwecken wie der Aufklärung freie Wissenschaft. *Theoria* heißt eine Forschung aus purer Neugier, eine Wissenschaft, die nichts anderes als „Wissen“ will. Tatsächlich hat das Ideal der *Theoria* erheblich, glücklicherweise jedoch nicht vollständig an Bedeutung verloren. Niemand, vorsichtigerweise schränke ich ein: kaum jemand erwartet einen Nutzen von der Lösung der beiden Fermat-Sätze, ebenso wenig von der Einheitstheorie zur Relativitäts- und Quantentheorie, ebenso wenig von der Erforschung dunkler Materie, ebenso wenig von den Theorien zum sogenannten Urknall mitsamt der Frage, wie es denn vorher aussah, und der Karte des Alls von beinahe 1,2 Millionen Galaxien oder der Entzifferung der Maya-Schrift. Abgesehen von der Bewunderung, die man den entsprechenden Forschern zollt, genießen jedoch ohne Zweifel die anderen Wissenschaften, diejenigen, die Anwendbarkeit versprechen, die höhere Reputation und die größere Finanzierung. Nun meine Frage an unseren interkulturellen Dialog, die ich aber nicht beantworte: Bringen nichtokzidentale Kulturen für die Wertschätzung purer Wissbegier mehr Verständnis auf? Oder ist im Gegenteil die pure *Theoria*, maßgeblich von ARISTOTELES propagiert, eine okzidentale Besonderheit?

Zurück zu den unabhängig voneinander gemachten Erfindungen. Hier kommt es erwartungsgemäß zu kulturspezifischen Ausprägungen. Für eine so basale technische Erfindung wie die Herstellung von Feuer kennt Ozeanien den Feuerpflug, Australien und Indonesien die Feuersäge, Amerika und Nordasien den Feuerbohrer usw. Diese Unterschiede verlieren aber im Laufe der Zeit insofern an Berechtigung, als wegen der zugrundeliegenden allgemeinmenschlichen Interessen sich auf Dauer kulturunabhängige, folglich global gemeinsame Kriterien durchsetzen. Sie bestehen in der kostengünstigen Herstellbarkeit, in der effizienten Nutzbarkeit und in der Kontrollierbarkeit etwaiger Gefahren. Ich erlaube mir, diese Beobachtung zum *Baustein Nr. 10* zu verallgemeinern: *Unbeschadet einer eventuellen kulturspezifischen Ausprägung fördern diejenigen Wissenschaftskulturen den globalisierungsfähigen, sogar kosmopolitischen Charakter, die sich in den Dienst allgemeinemenschlicher Interessen stellen.*

Zwei Beispiele mögen diese Behauptung illustrieren. Ein erstes Beispiel finde ich bei der chinesischen Elektrochemikerin Yan YEE, die Akkus aus Schilf-Silikaten baut. Dass in Silizium das beste Material für die Anoden moderner Akkus liegt, dürfte auf universal gültige Gegebenheiten zurückgehen. Das Silizium aus Schilf zu gewinnen, einem Material also, das die Menschen seit der Jungsteinzeit zum Isolieren und heute etwa bei Reedächern verwenden, halte ich für eine kulturelle Besonderheit, die allerdings ihrerseits einen universalen Hintergrund hat: Bei Schilf-Silikaten sind die Moleküle porös angeordnet, was im Endeffekt, wieder ein universales Kriterium, die Akkus leistungsfähiger, länger haltbar und weit kostengünstiger macht.<sup>7</sup>

---

7 Vgl. KARBERG 2016, S. 7.

Ein weiteres Beispiel bietet der Ingenieurwissenschaftler Venkatesan KANAGARAJ. Nach seiner Einschätzung ist es heute kein Problem, gleichmäßige Verkehrsflüsse wie annähernd in Deutschland zu modellieren. In vielen Entwicklungs- und Schwellenländern wie seiner Heimat Indien funktioniert aber der Verkehr anders, nur nach unseren Vorstellungen chaotisch. Die dafür notwendigen Modelle arbeiten, vermute ich, mit einer universalen Mathematik; das zu lösende Problem jedoch, folglich die Lösung selbst ist kulturabhängig, also different: Deutsche Verkehrsmodelle sind in Indien ebenso zum Scheitern verurteilt wie indische Modelle in Deutschland.<sup>8</sup>

Von den Vorträgen der zwei Tage erhoffe ich mir eine Antwort auf die Frage, ob es in den heutigen Wissenschaften, für die ich purer Amateur bin, also Liebhaber und Laie, ob es in der Mathematik und der Informatik, ob in den Natur- und den Medizinwissenschaften, schließlich ob in den Technikwissenschaften, noch ein höheres Maß an kultureller Differenz zu finden ist.

Bevor Sie ermüden, komme ich zu meinem fünften Argumentationsschritt mit den zwei letzten Bausteinen für den interkulturellen Dialog oder Diskurs.

## 5. Interkulturelle Neugier als Programm

Erkennt man zumindest probeweise den universalistischen, sogar kosmopolitischen Charakter der Wissenschaften an, so drängt sich die Frage auf, ob dieser Charakter in allen Themenbereichen leicht zu realisieren ist. Einem Mathematiker dürfte der epistemische Vorteil der den Griechen unbekanntem Null als einer ungebundenen Zahl rasch einleuchten, weshalb er sie ohne jedes Ressentimentgefühl übernimmt. Allenfalls bedauert er, dass nicht ihm diese Innovation gelungen ist. Ähnlich erkennen ab dem 9. Jahrhundert persische und arabische Denker weithin problemlos das überragende epistemische Potential der Griechen an. Ähnlich nehmen wohlhabende Patienten jener Zeit die bald größere medizinische Kompetenz persischer und arabischer, später jüdischer Ärzte in Anspruch. Ohne Zweifel können wissenschaftsexterne Schwierigkeiten auftauchen. Diese können, wie eventuell bei der Embryonenforschung, rechtlicher oder moralischer Natur sein. Darüber hinaus treten mancherorts „ideologische“ Barrieren auf; beispielsweise haben gewisse Weltanschauungen mit der Evolutionstheorie immer noch Schwierigkeiten.

Derart externe Schwierigkeiten lasse ich einmal beiseite. Für den interkulturellen Dialog eindrucksvoller halte ich nämlich Schwierigkeiten, die in den epistemischen Kulturen selber entstehen. Sie treten insbesondere dort auf, wo sich etwa dank wachsenden Erfolges ein Selbstbewusstsein entwickelt, das epistemische Selbstgenügsamkeit („wir brauchen keine anderen Kulturen“) mit der epistemischen Überheblichkeit („wir sind ohnehin besser“) verbindet. Diese Gefahr droht in all den Phasen der europäischen, gelegentlich sogar nationalen Wissenschaften, da diese von Erfolg und Kraft geradezu strotzen. Werfen wir einen Gegenblick auf drei exemplarische Figuren.

Mein erstes Beispiel ist weder ein Naturforscher noch ein professioneller Philosoph: Francis BACON, dieser Prophet der neuzeitlichen Wissenschaft, stellt in seinem Reiseroman *Neu-Atlantis* (1627) die Utopie einer wissenschaftlich-technischen Zivilisation vor. Den Mittelpunkt der Insel bildet das *Haus Salomons*, ein riesiger Wissenschaftscampus,

<sup>8</sup> Vgl. Humboldt-Kosmos Nr. 105, S. 9 (2016).

auf dem im Dienst des menschlichen Wohlergehens in alle nur erdenklichen Richtungen geforscht wird. Zu dieser stationär, vor Ort praktizierten Wissbegier kommt eine gewissermaßen ambulant praktizierte interkulturelle Neugier hinzu. Denn von den neun Ämtern und Diensten, die das *Haus Salomons* prägen, hat die erste und personell weitaus größte Gruppe, haben die *mercatores lucis*, die Kaufleute des Lichts, keine andere Aufgabe als in andere Länder zu reisen. Dort sollen sie sich die Bücher und Experimentalmuster, also die geistigen, gegebenenfalls auch materiellen Zeugnisse fremder Entdeckungen und Erfindungen, beschaffen. Lassen wir die rechtliche und moralische Seite, also dass Kaufleute des Lichts wissenschaftliche Spione sind, beiseite, so bleibt dieser epistemische Kern übrig: Auf *BACONS Neu-Atlantis* wird die interkulturelle Neugier zum Programm.

Knapp ein Jahrhundert später folgt diesem Programm in abgewandelter Form der frühe Ethnologe bzw. Kulturanthropologe Charles DE SECONDAT, Baron DE LA BRÈDE et DE MONTESQUIEU, kürzer: MONTESQUIEU. In seinem satirischen Briefroman *Lettres persanes, Perserbriefe* (1721, anonym) widersetzt er sich einer europäischen Selbstüberschätzung. Er stellt nämlich die Mitglieder einer außereuropäischen Kultur, die Perser, als tolerant und weltoffen, dar, fähig, wo erforderlich, sich und andere zu kritisieren. Während sie bereit sind, von Europa, insbesondere deren freiere Stellung der Frau zu lernen, kritisieren sie europäische Sitten, an erster Stelle die vielen Bürgerkriege.

Den Höhepunkt einer nicht bloß proklamierten, sondern selber praktizierten interkulturellen Neugier bildet ein Soziologe, Volkswirtschaftler und Theoretiker der okzidentalen Moderne, Max WEBER. In seinem epochalen, aber nicht bis zur Veröffentlichung ausgereiften Werk *Wirtschaft und Gesellschaft* (1922, postum) verarbeitet er eine überbordende Fülle von historischem Material. Dabei erweist sich WEBER als Meister der universalhistorisch unterfütterten soziologischen Analyse: Er argumentiert interkulturell, darüber hinaus interepochal und zusammengenommen wahrhaft global.

Nehmen wir als Beispiel die berühmte Typologie legitimer Herrschaft, denn auf eine maßstabsetzende Weise führt sie beide Einsichten eines interkulturellen Dialogs, Gemeinsamkeit und Differenz, zusammen. In methodischer oder legitimatorischer Hinsicht steht am Anfang die Differenz, nämlich die längst banale Erkenntnis, dass in anderen Ländern andere Sitten herrschen. Auf höherer Allgemeinstufe aber kann die Andersartigkeit einer Gemeinsamkeit weichen. Max WEBER sammelt unterschiedliche Herrschaftsgestalten aus so gut wie allen Kulturen, zu denen er Zugang hat. Dann sucht er Begriffe, die nicht eine Kultur zum Maßstab nehmen, sondern auf eine möglichst kulturenneutrale Weise Gemeinsamkeiten herausstellen. In diesem Sinn glaubt er, einen die Unterschiede relativierenden Begriff der Herrschaft bilden zu können: Er definiert die Herrschaft als Chance, für einen Befehl bestimmten Inhalts bei angebbaren Personen Gehorsam zu finden.<sup>9</sup> Für ebenso gemeinsam hält er die drei Idealtypen: die rationale, die traditionale und die charismatische Herrschaft. Different bleiben deren konkrete Erscheinungsformen. Es kommt hier nicht auf die Frage an, ob diese Begriffe bis heute tragfähig sind, obwohl es manch gute Gründe dafür gibt. Entscheidend ist, Max WEBER als ein Muster für interkulturelle Neugier anzuerkennen.

Noch in einer zweiten Hinsicht kann Max WEBER als ein Muster gelten. Diese Jahresversammlung verpflichtet die derzeit vorherrschende Wissenskultur, eine quasi-westliche, jedenfalls globalisierungsfähige Kultur, zu einem interkulturellen Dialog, mithin zu

9 WEBER 1922 [2002], Kap. I, § 16.

einer gewissen Bescheidenheit. Es ist aber kaum zu erwarten, dass sie den einleitenden Befund umstürzt. Die „westlich“ genannte Wissenschaftskultur hat zweifellos nicht-westliche Quellen; sie wird vermutlich, auch das ist kaum zu bezweifeln, vor allem in selbstbewussten Wissenskulturen eigene Ausprägungen finden. Sie kann aber kaum die Faszination leugnen, die von der quasi-westlichen Wissenschaftskultur ausgeht. Ihre Ausbreitung geschieht nur zu einem geringen Teil durch mehr oder minder subtilen Zwang, zum größeren Teil hingegen erfolgt sie nach dem Vorbild friedlicher Missionierung: „Kommet, und seht!“ Mit gebotenen Einschränkungen, die die folgenden Vorträge und Diskussionen vornehmen, lässt sich schwerlich bestreiten, dass den okzidentalischen Wissenschaften seit längerem ein universalhistorisches Gewicht zukommt.

Die Frage, die sich dabei aufdrängt, warum das so ist, hat Max WEBER vor allem für die Wirtschaft und Gesellschaft aufgeworfen und mit dem Begriff der Rationalisierung zu beantworten gesucht und diesen Begriff, jetzt in der „Vorbemerkung“ in den *Gesammelte[n] Aufsätze[n] zur Religionssoziologie*, auf die Wissenschaft, die Musik, die Gotischen Gewölbe, die Fachbeamten und den rationalen kapitalistischen Betrieb angewendet. Beide, Max WEBERS Frage und seine Antwort, eröffnen ein Minenfeld; sie sind heikel; sie verlangen ein interkulturelles Fingerspitzengefühl, denn sie dürfen das Eigenrecht und Eigengewicht anderer Wissenschaftskulturen nicht missachten. Trotzdem darf man weder die Frage noch die Antwortversuche aus mangelnder Courage übergehen. Mehr als das braucht man in einführenden Überlegungen freilich nicht zu sagen.

Stattdessen arbeite ich einen weiteren Baustein für interkulturelle Diskurse heraus: Wie viele Werke der frühen Neuzeit so erschienen auch MONTESQUIEUS *Perserbriefe* zum Zweck, der Zensur und eventuellen Anfeindung zu entgehen, anonym. Auch andernorts muss die interkulturelle Neugier mit Widerständen, nicht selten sogar Anfeindung rechnen. Im Goldenen Zeitalter der persisch-arabischen Wissenschaft und Philosophie beispielsweise mussten sich führende Denker gegen die islamische Orthodoxie zur Wehr setzen. In derartigen Fällen ist, wie schon angedeutet, der erste Begriff aus KANTS berühmter Definition der Aufklärung gefragt: „Habe Mut“ mit deinem eigenen Verstand die interkulturelle Neugier zu pflegen. Damit der Mut weder ein trockenes Versichern bleibt noch ins Leere läuft, braucht es, zeigt Max WEBER exemplarisch, Kompetenz, heute eventuell die Fähigkeit, mehr als nur anglophone Texte zu lesen. Mein *Baustein Nr. 11* lautet jedenfalls: *Zur Realisierung der interkulturellen Neugier sind Courage und Kompetenz vonnöten.*

Ich schließe meine Einführung mit einer Frage: Bekanntlich suchen die Wissenschaften auf methodischem Weg nach Ursachen, Gründen und Gesetzmäßigkeiten und auf diese Weise nach wahrer Erkenntnis. Selbst wer den Ausdruck „wahr“ für zu anspruchsvoll hält, meint ein Wissen, das zwar einen bunten Strauß von Themen, Gesichtspunkten und Methoden zulässt. Wegen seiner Objektivität und Überprüfbarkeit sowie der daraus folgenden Lehr- und Lernbarkeit tendiert es aber eher zur Universalität als zur Differenz. Ob diese Tendenz berechtigt ist, werden wir im Lauf dieser Jahresversammlung erörtern müssen. Mein *zwölfter und letzter Baustein* setzt hier ein Fragezeichen: *Tragen in der Welt der Wissenschaften kulturelle Differenzen die Beweislast?*

Literatur

- ARISTOTELES: Metaphysik. Erster Halbband: Bücher I (A) – VI (E). Griechisch-Deutsch. Neubearbeitung der Übersetzung von H. BONITZ. Mit Einleitung und Kommentar herausgegeben von H. SEIDL. Griechischer Text in der Edition von W. CHRIST. 4. Aufl. Hamburg: Meiner 2009
- ARISTOTELES: Metaphysik. Zweiter Halbband: Bücher I (A) – VI (E). Griechisch-Deutsch. Neubearbeitung der Übersetzung von H. BONITZ. Mit Einleitung und Kommentar herausgegeben von H. SEIDL. Griechischer Text in der Edition von W. CHRIST. 3. Verbesserte Aufl. Hamburg: Meiner 1989
- BACON, F.: Neu-Atlantis. Übersetzt von G. BRUGGE, durchgesehen und neu hrsg. von J. KLEIN. Stuttgart: Reclam 2003
- CHAN, W.-T.: A Source Book in Chinese Philosophy. Translated and Compiled by W.-T. CHAN. New Jersey: Princeton 1969
- HÖFFE, O.: Vernunft und Recht. Bausteine zu einem interkulturellen Rechtsdiskurs. 3. Aufl. Frankfurt (Main): Suhrkamp 1998
- HÖFFE, O.: Gibt es ein interkulturelles Strafrecht? Ein philosophischer Versuch. Frankfurt (Main): Suhrkamp 1999
- HÖFFE, O.: Lesebuch zur Ethik. Philosophische Texte von der Antike zur Gegenwart. 6. Aufl. München: C. H. Beck 2015
- KANT, I.: Kritik der Urteilskraft (1790). In: KANT, I.: Gesammelte Schriften. Bd. V, S. 165–485. Berlin: Preußische Akademie der Wissenschaften 1902 ff.
- KARBERG, S.: Wie macht man aus Schilf Batterien, Frau Yu? Humboldt Kosmos. Forschung – Diplomatie – Internationalität 105, 7 (2016)
- KONFUZIUS: Gespräche (Lun-yu). Übersetzt und hrsg. von R. MORITZ. Stuttgart: Reclam 1998
- MANGUEL, A.: Eine Geschichte der Neugierde. Frankfurt (Main): S. Fischer 2016
- MONTESQUIEU, C.-L. DE: Lettres persanes (1721). Hrsg. von J. GOLDZINK. Paris: Presses Univ. de France 1989  
Dt.: Die Perserbriefe. Übersetzt von J. VON STACKELBERG. Frankfurt (Main): Insel Verlag 1986
- MORUS, T.: Utopia. Übersetzt von D. BAKER-SMITH. London: Penguin Classics 2012. Lat.-Dt. übersetzt von G. RITTER. Stuttgart 1964
- RANDALL, L.: Dunkle Materie und Dinosaurier. Die erstaunlichen Zusammenhänge des Universums. Frankfurt (Main): S. Fischer 2016
- WEBER, M.: Wirtschaft und Gesellschaft – Grundriss der verstehenden Soziologie (1922). Hrsg. von J. WINCKELMANN. 5. Aufl. Tübingen: Mohr Siebeck 2002
- WEBER, M.: Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie. Bd. I. 9. Aufl. Tübingen: Mohr 1988
- WIELAND, C. M.: Das Geheimnis des Kosmopolitordens. Deutscher Merkur 3. Viertelj. 1788, S. 97–115. Frankfurt und Leipzig 1788

Prof. em. Dr. Dr. h. c. mult. Otfried HÖFFE  
Leiter der Forschungsstelle Politische Philosophie  
Philosophisches Seminar der Universität Tübingen  
Bursagasse 1  
72070 Tübingen  
Bundesrepublik Deutschland  
Tel.: +49 7071 297 70 44  
E-Mail: sekretariat.hoeffe@uni-tuebingen.de